



begeistern

Thomas Graf Grote
Irkutsk, Russland
Missionar

Ein Leben als Missionar – nie!

Ich bin Thomas Graf Grote. Eigentlich wollte ich ja Förster werden und hätte es auch fast geschafft. Aber dann kam es alles ganz anders.

Nach meinem Forststudium an der Fachhochschule nahm ich die Anfrage einer Holzhandelsfirma an, die eine Vertrauensperson in der Ukraine suchte, eigentlich nur, um nicht arbeitslos zu werden. Dort ergab es sich, dass ich weiter in den Osten kam, bis nach Irkutsk am Baikalsee in Ostsibirien. Meine Freizeit verbrachte ich mit Jugendlichen aus der dortigen Kirche, da ich vor denen keine Angst zu haben brauchte. Denn ich war in Sibirien ja ganz allein und in den Umbruchjahren ging es in Russland teilweise schon recht wild zu.

Erste Kontakte mit Pfadfindern

Durch diese Jugendlichen bekam ich dann Kontakt zu einer jungen Pfadfindergruppe. Da auch ich in meiner Jugend in unserer Kirchengemeinde Pfadfinder war, entdeckten wir gleich gemeinsame Interessen. Die meisten Jugendlichen der sibirischen Pfadfindergruppe lebten in einer Armut und unter Verhältnissen, die mir völlig neu waren. Aus einem Selbstverständnis heraus half ich mit Zeit und Geld das Ärgste zu lindern. Daraus entstand ein größeres Projekt auf einem Bauernhof und ca. 200 Jugendlichen, die sich als Pfadfinder einen Weg für ihr Leben durch die Wirren des russischen Alltages suchten.

Als ich dann eine der Helferinnen bei den Pfadfindern heiratete, merkten wir als junge Familie schnell, dass man Familie nicht einfach nur so nebenher haben kann. Wir beschlossen, unser Lebensziel neu zu definieren. Heraus kam dabei, dass wir anderen Menschen helfen wollten, ihr Leben zu meistern. Dazu kündigte ich meinen Beruf als Holzhändler. Unseren Lebensunterhalt finanzierten wir inzwischen aus Spenden von Freunden und Verwandten aus Deutschland. Im Vergleich zu den meisten Russen ist allein das schon eine unglaubliche Lebenssicherheit.

Ein Leben für mehr Gerechtigkeit

Sehr viele Menschen leben hier in ständiger Angst, ohne soziale Absicherungen, ohne Möglichkeiten sich gegen Ungerechtigkeiten zu wehren. Die Reichen beuten die Arbeiter bis ins unmenschliche aus. Die Arbeitsbedingungen in den Fabriken sind schlichtweg brutal. Das Durchschnittsalter in Russland liegt fast 20 Jahre unter dem in Deutschland! Mit der Zeit hat sich die wirtschaftliche Situation etwas gebessert. Es sind nicht mehr so viele Kinder wie früher, die wegen Hungers oder mangelnden Heften etc. nicht zur Schule gehen. Doch nach wie vor funktioniert das hiesige Leben nach dem sowjetischen Prinzip. Die Kinder und Jugendlichen werden nicht zur Selbstständigkeit und verantwortlichen Handeln erzogen. Wenn die Menschen nicht „funktionieren“, werden sie aus der Gesellschaft ausgeschlossen. In der Praxis bedeutet das, dass du als „menschlicher Müll“ im wahrsten Sinne des Wortes entsorgt wirst!

Das finde ich ungerecht und dagegen möchte ich etwas unternehmen! Inzwischen sind es 15 Jahre, die ich hier in Irkutsk lebe. Viele von den Jugendlichen, mit denen wir damals das erste Mal auf Wanderung gingen, sind inzwischen erwachsen und haben eigene Kinder. Fast 40 von ihnen haben sich zu einer kleinen Gemeinde zusammengeschlossen und so einen Raum gefunden, wo sie als Menschen geachtet werden. Unsere kleine Gemeinde ist wie eine Insel, wo Menschen erfahren dürfen, dass sie angenommen werden und für Gott wertvoll sind. Ein Ort, wo die Ungerechtigkeiten aufgehoben sind und man lernen kann, ein menschenwürdiges Leben zu führen. Ein Leben, in dem man sich nicht nur um sich selbst, sondern auch um andere kümmert.

Vertrauen auf Gottes Hilfe

Das alles hatte ich nicht geplant. Es waren immer wieder irgendwelche offenstehende Türen, durch die ich im Vertrauen auf Gottes Hilfe einfach durchgegangen bin. Vielleicht öffnet sich in Eurem Leben ja auch einmal plötzlich eine ungeahnte Tür und Ihr entdeckt, dass auf Euch ganz andere Aufgaben warten, als Ihr es eigentlich geplant hattet! Ich wünsche Euch, dass Euch keine Angst hindert, hindurchzugehen, sondern Ihr dabei einfach auf Gott vertraut.



begeistern

*Morwaeng Motswasele
Hermannsburg, Deutschland
Missionar*

Kindheit in einem fremden Land

Ich heiße Morwaeng Motswasele, bin der zweite Sohn meiner Eltern und habe drei jüngere Geschwister. Mein Vater war fünf Jahre Missionar in Kassel, wo wir als Kinder die Grundschule besuchten. Zurück in Südafrika habe ich meinen Schulabschluss an der Deutschen Schule in Pretoria absolviert. Anschließend studierte ich an der Universität Pieter maritzburg Theologie. 1995 wurde ich in der Evangelical Lutheran Church in Southern Africa – Western Diocese (ELCSA-WD) zum Pastor ordiniert. Von 2006 bis 2009 Juni arbeitete ich in Johannesburg, im Stadtteil Hillbrow. Ich bin mit Boitumelo verheiratet, inzwischen haben wir einen Sohn, der Resegofaditswe (das bedeutet: „Gott hat uns gesegnet“) heißt.

Als Partnerschaftsreferent wieder in Deutschland

Seit August 2009 bin ich wieder in Deutschland und arbeite für das Ev.-luth. Missionswerk in Hermannsburg (ELM) als Referent für Partnerschaften. Nach meinem Leben in der Großstadt Johannesburg, ist Hermannsburg für mich eine willkommene Oase der Ruhe. Die Missionszentrale in Hermannsburg ist eine wichtige berufliche Station. Denn zusammen mit Hermannsburg teilen wir in Südafrika, vor allem die Gemeindeglieder der ELCSA-WD, eine gemeinsame Geschichte mit vielen Erfolgen.

Als Partnerschaftsreferent arbeite ich mit unterschiedlichen Länderreferenten, die für Kirchen im Südlichen Afrika oder Lateinamerika zuständig sind, zusammen. Durch die Gemeindegliederkontakte des ELM werde ich oft eingeladen, über Südafrika zu sprechen. Mein eigentlicher Arbeitsbereich erfordert jedoch, dass ich verschiedene Partnerschaftsausschüsse begleite und besuche. Das bedeutet: Ich unterstütze die dem ELM verbundenen Gemeinden, die Partnerschaften zu anderen Kirchengemeinden in Afrika, Lateinamerika, Indien, Russland usw. haben, und begleite sie in ihrer Arbeit.

Wenn ich mir die Frage stelle, warum bin ich wieder nach Deutschland gegangen bin, kann ich sie eigentlich nur mit meiner festen Überzeugung der Berufung beantworten. Einige nennen diese „Berufung“ Schicksal oder auch Zielstrebigkeit. Ich bin jedoch überzeugt, dass es ein von Gott gewollter Weg

ist. Gott ruft uns, und wenn wir diesem Rufen folgen, werden wir Akteure in Gottes Wirken.

Die Kirche kann in unserem globalen Zeitalter nur bestehen, wenn sie auch global denkt, handelt und sich von globalen Gedanken beeinflussen lässt. Das Missionswerk, als eine über 160-jährige Einrichtung hat diesen globalen Blick, nicht nur als agierende, sondern auch als empfangende Einrichtung. Meine Kirche in Südafrika braucht diese Erfahrung, um über ihren eigenen Tellerrand blicken zu können. Es geht für mich letztendlich darum, die Möglichkeit einer Perspektivänderung in meiner Kirche anzuregen.

Ein anderer Grund ist ein rein auf mich selbst bezogener, nun als Erwachsener mein Leben als Kind eines Missionars in Deutschland, also meine eigene Kindheit, zu verarbeiten: Wie ist Deutschland? Wie sind hier Kinder und die Erwachsenen? Wie ist der Arbeitsalltag in Deutschland? Wie geht Deutschland mit fremden ausländischen Kulturen im eigenen Land um? Fragen, die sich bestimmt viele Menschen stellen, die zwischen zwei Kulturen auf wachsen.

Die Menschen begeistern?

Durch Einladungen in die Gemeinden spreche ich oft über Südafrika, seine Herausforderungen und Erfolge. Das ist erst einmal begeisternd, aber über das reine „Entertainment“ hinaus ich möchte auch nachhaltiges Interesse wecken. Für meine Arbeit in Deutschland bedeutet das deshalb, gute Angebote zu entwickeln, um die verschiedenen Ausschüsse in ihrer Arbeit noch besser zu qualifizieren. Es ist ganz wichtig, dass Menschen, die Partnerschaftsarbeit in den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen leisten, sich im Sinne der vier Schlagworte von „mission.de“ (begeistern, begegnen, stärken, engagieren) als Botschafter der Mission verstehen.



stärken

*Stefan Ritter,
Homatcho, Äthiopien
Missionar*

Das höchste der Gefühle: Gottes Wort in der Sprache des Herzens

Ich heiße Stefan Ritter und werde bald 40 Jahre alt. Aufgewachsen bin ich in Südamerika. Nach der Schule habe ich in Deutschland und Kalifornien Theologie und Sprachwissenschaft studiert. Im Jahr 2005 wurde ich in Göttingen zum Pastor ordiniert. Meine Frau und ich haben zwei Jungs, Jan und Tobias.

Wie kommt's, dass die Ritters nach Äthiopien gegangen sind? Als Teenager habe ich in einem Schülerbibelkreis mitgearbeitet. Jemand sprach mich an, ob ich mir vorstellen könnte, Theologie zu studieren. Ich habe schon damals viel gebetet und mit Freunden über meine Absicht gesprochen und kam zu der Überzeugung, dass Theologie das Richtige für mich ist. Durch mein Interesse an Sprachen zeichnete sich bald der Weg in die Bibelübersetzung ab. In Äthiopien sind wir gelandet, weil die Kirchen hier Hilfe beim Übersetzen der Bibel wünschen und es hier in weiten Teilen des Landes keine Malaria gibt.

Wenn man uns besuchen will, landet man nach gut sieben Stunden Flug in Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens. Vom Flughafen geht's mit einem Geländewagen weiter. Wir wohnen vier Stunden Autofahrt weiter südlich im Gebiet der Hadiyya-Volkgruppe. Asphaltiert ist nur die große Überlandstraße. Deshalb kann in der Regenzeit das Autofahren in Äthiopien schon mal abenteuerlich werden.

Was macht ein Ritter in Äthiopien

In den ersten beiden Jahren haben wir die Sprache und Kultur der Hadiyya gelernt. Sobald wie möglich half ich außerdem als Pastor in einem Kirchenkreis aus. Seit drei Jahren berate ich vier Hadiyyas, die die Bibel in ihre Muttersprache übersetzen wollen. Wir erstellen auch andere Bücher in der Hadiyyasprache, so zum Beispiel eine Sammlung christlicher Songs oder ein Buch gegen die weibliche Genitalbeschneidung. Mit dieser Veröffentlichung unterstütze ich meine Frau. Sie ist Pastorin einer taiwanesischen Kirche und hat durch ihre Aufklärungskurse bewirkt, dass einige tausend Mädchen und junge Frauen dieser tief verletzenden Tradition entkommen sind.

Gott spricht in jeder Sprache

Dass Gott auch in ihrer eigenen Sprache spricht, verleiht den Menschen hier Klarheit. Dass er wie in 1. Mose 17 nur die Beschneidung der männlichen Nachkommen, nicht aber der Mädchen und Frauen angeordnet hat, ist sogar manchen Pastoren hier nicht bewusst. Viele der 1,5 Millionen Hadiyya haben Schwierigkeiten, die Landessprache Amharisch zu verstehen. Die Bibel in der Sprache ihres Herzens ermöglicht ihnen jetzt, sich selbst eine Meinung zu bilden. Das macht sie frei und festigt ihr Selbstwertgefühl. Meine Arbeit bestärkt das Volk der Hadiyya, im Leben und Glauben einen Schritt nach vorne zu tun.

Gelernt haben auch wir

Die Hadiyya lassen einen Menschen in Schwierigkeiten nicht allein. Nach einem Todesfall in der Familie erhalten die Hinterbliebenen für mindestens eine Woche pausenlos Besuch. Die erwarteten Hausbesuche stellen uns bei gefüllten Terminkalendern manchmal vor großen Herausforderungen.

Aber: Geteiltes Leben macht das Herz leichter. Ist das nicht ein schöner Grund, weshalb wir als Missionare immer noch hier sind?



stärken

Frank Tiss
Eirunepé-Amazonas, Brasilien
Missionar

Missionar im Regenwald

Ich bin Frank Tiss. Nach dem Abitur habe ich am Missionsseminar in Hermannsburg Theologie studiert. Während des Studiums machte ich bereits ein Praktikum beim Volk der Kulina im brasilianischen Regenwald. Von 1994 bis 2009 habe ich dann bei ihnen gearbeitet und mit ihnen gelebt. 1999 kam auch meine Frau Christiane nach Brasilien. Sie ist Ärztin.

Seit über 160 Jahren haben die Kulina Berührung mit der nicht-indianischen Bevölkerung. Sie wurden verfolgt, mussten wie Sklaven arbeiten, viele verstarben an den eingeschleppten Krankheiten aus der „Zivilisation“. Trotz allem setzen die Indianer bis heute ihre ganz eigene Lebensweise fort. In ihren Dorfgemeinschaften teilen sie ihr Leben miteinander, gemeinsam gehen sie fischen, jagen, arbeiten und feiern. Sie haben eine eigene Religion, für deren Rituale ihre Priester und die Frauen verantwortlich sind.

Das Leben verlangt heute mehr von den Kulina als früher. Sie müssen ihr Land vor Eindringlingen, wie Holzfirmer und Großfischern, schützen. Sie wollen Schulen, um Rechnen und Portugiesisch, Brasiliens Landessprache, zu lernen. Sie möchten mit neuen und manchmal lebensgefährlichen Krankheiten wie Malaria oder Cholera umgehen können.

Gott ist für alle da

Dass Gott für alle Leben will, besonders aber für an den Rand gedrängte und wenig geachtete Menschen, wollte ich solchen Menschengruppen gern vermitteln. Das wollte ich nicht allein mit Worten tun, sondern durch Wort und Tat im gemeinsamen Leben. Die brasilianische lutherische Kirche beauftragte meine Frau und mich, den Kulina zur Seite zu stehen, besonders bei den Schwierigkeiten, die sie von früher her gar nicht kannten.

Aber wir wollten nicht einfach für sie ihre Probleme lösen. Das hätte immer nur für kurze Zeit etwas gebracht. Wir wollten ihnen stattdessen helfen, selbstständig Lösungen für ihre Probleme zu finden und auch umzusetzen. So haben wir sie dabei unterstützt, ihr Land zu umgrenzen und diese von der Regierung anerkannt zu bekommen. Wir haben mitgeholfen Kulina-Lehrer auszubilden, damit sie in ihren Dörfern in ihrer eigenen Sprache die Kinder und Jugendlichen unterrichten können. Um sauberes Trinkwasser zu bekommen, hat meine Frau mit den Dorfbewohnern Wasserfilteranlagen gebaut, die sie mit Naturmaterialien selbst weiter betreiben können.

Christlicher Glaube der „Weißen“

Mit den „Weißen“ begegneten die Kulina auch dem Christentum. Von einfachen Leuten wie auch von Priestern, Pastoren und Missionaren hörten sie von deren Glauben. Bei den Kulina kam vor allem rüber, dass es eigentlich primitiv und verkehrt ist, als Kulina zu leben. Wer Christ sein will, müsste so wie die „Weißen“ sein. Anstatt den Kulina Mut zu machen, war der christliche Glaube zu etwas geworden, das ihr Leben als Kulina in Frage stellt.

Deshalb haben wir uns gemeinsam in der Bibel angesehen, wie Jesus mit den an den Rand gedrängten Menschen seiner Zeit umging: Menschen, die eigentlich nicht den richtigen Glauben hatten wie Heiden oder Samariter, oder auch Behinderte, schwer Kranke und selbst Gauner. Auf sie alle ging Jesus nicht nur zu, er lobte manchmal sogar noch ihre eigene Art zu glauben. Das fanden viele Kulina erstaunlich: Jesus stellte sich an die Seite von Leuten – wie sie! Als sie dann sahen, dass Jesus sich gegen unnötigen Besitz aussprach, dass er stattdessen zum Teilen und gemeinsamen Leben in geschwisterlicher Gleichheit aufrief, da bemerkten die Kulina überrascht: so leben die „Weißen“ ja gar nicht – aber so leben wir!

Stark und selbstbewusst

Noch lange sind nicht alle Schwierigkeiten überwunden, und neue sind dazugekommen. Aber viele Kulina sind selbstbewusster geworden. „Wir haben starke Arme und Beine, wir können zusammenhalten und gemeinsam überlegen. Wir müssen nicht mehr warten, bis Menschen von außerhalb kommen, um uns zu helfen“, sagte bei einer Versammlung der Dorfvorsteher Zobái.



engagieren

Hermann Kruse
Tschallia, Äthiopien
Handwerkermissionar

Liebe Konfirmandengeschwister!

Warum ich euch Geschwister nenne? Ja, weil ich finde, das wir besonders als Gemeindemitglieder unserer Kirche, aber auch ganz schlicht als Menschen einiges gemeinsam haben: Wir brauchen einander und sind aufeinander angewiesen! So sind wir veranlagt. Geschwisterlich soll es zugehen unter uns, nicht nur in unseren Gemeinden, sondern eigentlich überall, in unseren Familien, in unserem Dorf oder Stadtteil, in unserem Land und wünschenswerter Weise auch in dieser ganzen Welt! Natürlich ist mir klar, dass sich das leichter sagen lässt als es getan ist!

Ich bin Hermann Kruse und in Hermannsburg in der Lüneburger Heide aufgewachsen und zur Schule gegangen. Nach der mittleren Reife habe ich den Beruf Tischler erlernt und zwei Jahre als Geselle gearbeitet. Anstelle zur Bundeswehr zu gehen, wollte ich lieber Zivildienst leisten. Diesen Dienst wollte ich ganz gezielt in Äthiopien an einer Handwerkerbildungsstätte tun, von der ich durch die Hermannsburg Mission gehört hatte. Ich stamme aus Hermannsburg und bin sozusagen mit den Geschichten und den vielen Informationen aus der Mission aufgewachsen. Ich war einfach neugierig zu sehen, wie es da draußen ist.

Als Tischler in Äthiopien

Von 1972 an war ich dann tatsächlich für drei Jahre in Äthiopien und habe die Arbeit dort kennengelernt. Diese Zeit hat mich, wie ich später erst erkennen sollte, nachhaltig beeinflusst. Anschließend war ich dann wieder in Deutschland, wo ich zunächst die Meisterschule besuchte, um im elterlichen Betrieb zu arbeiten und Lehrlinge auszubilden.

Seit 1981 bin ich wieder in Äthiopien, bis heute. Mich zog es einfach dorthin zurück. Ich hatte gemerkt, dass ich mich dort besser einbringen kann als zu Hause in Deutschland. Außerdem fühlte auch eine Mitverantwortung für die Arbeit dort. Die Handwerkerschule in Tschallia gehört zur Äthiopischen Evangelischen Kirche Mekane Yesus. Diese Kirche arbeitet nach dem Motto „Dienst am ganzen Menschen“ denn sie geht auf die geistlichen und auf die ganz praktischen Bedürfnisse der Menschen ein. In Tschallia bilden wir Lehrlinge im Bauhandwerk aus und führen Aufbaukurse durch für Handwerker wie Dorftischler, Schmiede, Töpferinnen. Auch bieten wir Kurse für den Hausbau aus Lehmblöcken an. Wir betreiben eine Tischlerei, eine Metallwerkstatt, eine kleine Ziegelei und sind quasi auch eine kleine Baufirma. Wir bauen Brücken, Kirchen und alles was so kommt.

Einsatz für unsere gemeinsame Welt

Seit 1986 befassen wir uns auch mit Aufforstung. In Äthiopien gibt es viele kahle Landstriche ohne jegliche Vegetation. Bäume zu pflanzen wurde zu meinem Hauptanliegen, denn hier gibt es kaum noch Wald (weniger als 3% der Landesfläche). Es war immer schwieriger geworden, gutes Schnittholz für die Handwerkerschule zu bekommen. Inzwischen importiert Äthiopien viel Holz aus Übersee. Jetzt, nach mehr als 20 Jahren, ernten wir bereits wieder Holz aus unseren aufgeforscten Wäldern. Das liegt daran, dass im Vergleich zu Europa die Bäume in Äthiopien schneller wachsen und bereits nach so kurzer Zeit Erträge bringen.

In den vergangenen Jahren haben wir begonnen, einige Schulen, Kirchgemeinden und interessierte Leute mit Setzlingen aus unserer Baumschule zu beliefern, die sie dann in Eigeninitiative pflanzen. Das freut uns natürlich sehr. Es ist unser Ziel, viele Leute einzubinden in das Bemühen, den Waldanbau in Äthiopien zu fördern. Wir wissen ja alle, dass Wald ganz wichtig ist für das ökologische Gleichgewicht und zur Versorgung von Mensch und Tier mit Sauerstoff, ohne den wir nicht leben können.

Wir können also eine ganze Menge selber tun für unsere Umwelt, für die wir ja auch mit verantwortlich sind, je mehr, desto besser! Das gilt natürlich gleichermaßen überall auf der Welt. Aber wem erzähle ich das, das weiß heute ja fast jeder! Umso mehr sind wir alle herausgefordert uns anzustrengen, dass wir die Schöpfung, unsere Lebensgrundlage besonders schätzen und versuchen, sie zu erhalten, damit sie uns auch in Zukunft ein gutes Leben ermöglicht.



engagieren

Christa von Oertzen
Baboua, Zentralafrikanische Republik
Missionsärztin

Ärztin mit „Ach und Krach“

Ich heiße Christa von Oertzen und bin nun schon fast 55 Jahre alt. In Celle in Niedersachsen bin ich aufgewachsen und bis zum Abitur zur Schule gegangen. Da meine Abi-Noten nicht so toll waren, habe ich erst einmal Krankenschwester gelernt, denn bei einem Schul-Praktikum im Celler Krankenhaus habe ich gemerkt, die Arbeit dort will ich richtig lernen. Dann endlich nach dreieinhalb Jahren habe ich einen Studienplatz für Medizin erhalten, und dieses Studium in Marburg und Göttingen mit viel Ach und Krach durchgezogen. So viele Fakten, Namen und Wissen in meinen Kopf zu pressen, war harte Arbeit und hat ein bisschen länger gedauert. Seit 1985 bin ich aber nun Ärztin.

Erst Berufserfahrung, dann Auslandseinsatz

Schon während der Schulzeit aber besonders während des Studiums habe ich mich dafür interessiert, mal eine zeitlang in Afrika zu arbeiten, um dort zu helfen. Die Bilder im Fernsehen von hungrigen kranken afrikanischen Kindern machten mich stark betroffen. Deshalb habe ich mich beim deutschen Entwicklungsdienst informiert und wusste, mit mindestens zwei Jahren Berufserfahrung ist ein solcher Einsatz gut möglich. Also habe ich vier Jahre erst in Deutschland in der Chirurgie, Gynäkologie und ein bisschen in der Pädiatrie gearbeitet. Nach einer Vorbereitung konnte ich dann nach Burkina Faso ausreisen. Die ganze Vorbereitungszeit war toll spannend und aufregend, bloß das Französisch lernen war eine Tortur für mich.

Wo liegt dieses Burkina Faso? Auch ich habe es erst auf einer Afrikakarte gesucht, es ist fast so groß wie das Deutschland von heute, aber sehr arm, trocken und unbekannt. Die ersten Wochen in Burkina waren für mich sehr anstrengend. Die Armut, der Dreck, der Staub, die Hitze und die Menschen, die ich nicht verstehen konnte, und die vielen Insekten einschließlich der Wanzen in der Matratze haben mich fast geschafft. Jeden Tag habe ich mir überlegt, packst du jetzt oder morgen deine Koffer. Aber gesagt habe ich es nicht, sondern eisern durchgehalten!

Viel besser habe ich mich dann gefühlt, als ich an meinem eigentlichen Arbeitsort war und merkte, mit meinen Kenntnissen kann ich wirklich den Menschen hier helfen und einige gesünder, manche auch wieder ganz gesund aus dem afrikanischen Krankenhaus nach Hause gehen lassen. Natürlich fehlte viel und einigen Patienten konnte ich auch nicht helfen, vor allem, wenn sie erst sehr spät ins Krankenhaus kamen.

Fünfeinhalb Jahre – mit Unterbrechung – habe ich in Burkina Faso gearbeitet. Dann habe ich in Deutschland meinen Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe gemacht und bin wieder nach Afrika ausgereist, um dort zu arbeiten.

Nach Fortbildung zurück im Ausland

Inzwischen bin ich schon im vierten afrikanischen Land, heute in der Zentralafrikanischen Republik und finde es sehr spannend die Unterschiede und Gemeinsamkeiten ihrer Kulturen, Landschaften und der Menschen zu entdecken. Spanien und Finnland haben ja auch Gemeinsamkeiten, trotzdem auch Unterschiede. Hier in Zentralafrika liegt mein Schwerpunkt der Arbeit in der Ausbildung der Mitarbeitenden im Krankenhaus, denn die allermeisten haben keine Krankenpflegeausbildung, sondern kommen direkt von der Schule ins Krankenhaus um hier zu lernen und Geld zu verdienen.

In Zentralafrika ist von allen mir bekannten afrikanischen Ländern die Armut am schlimmsten und es bedrückt mich schon sehr, wenn die Patienten die Medikamente oder notwendigen Operationen nicht zahlen können. Aber oft kann ich auch mit einfachen, preiswerten Medikamenten helfen oder mit kleinen Handgriffen einem gesunden Baby auf die Welt helfen, dann habe ich wieder ein tolles Glücksgefühl!

Ebenso ist es mit der Fortbildung, manchmal sehe ich Fortschritte und einer hat was kapiert und wendet dieses Wissen dann auch an, manchmal aber ist alles Unterrichten für die Katz und selbst medizinisches Hilfspersonal geht lieber zum Wunderheiler als zu mir.



begegnen

John Förster
George, Südafrika
Missionar

Ein ostfriesischer Junge

Ich bin John Förster und bin in der ostfriesischen Seehafenstadt Emden aufgewachsen. Hier habe ich in einer lebendigen, christlichen Jugendarbeit mitgemacht. Nach dem Abi habe ich zwei Jahre als Zivi in der Seemannsmission gearbeitet. Dort bin ich zum ersten Mal bewusst Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen begegnet. Eine Frage beschäftigte mich sehr: Was ist uns Menschen in unserem Leben wichtig und wo holen wir die Kraft und Motivation zum Leben? Ein Jahr bin ich durch Australien gereist, bevor ich in Hermannsburg mein Theologiestudium begann, das mich zu einem Studienaufenthalt nach Indien geführt hat. Danach folgten einjährige Aufenthalte in Arizona/USA und Frankreich.

Als Pastor in Afrika

Nach meinem Abschluss unterrichtete ich Theologiestudenten an der Pastorenschule in der Zentralafrikanischen Republik. Inzwischen arbeite und lebe ich gemeinsam mit meiner Frau Sunnive und unseren beiden Kindern schon fast sechs Jahre in Südafrika an der sogenannten „Garden Route“ an der Südküste. Hier beobachteten wir etwas Ungewohntes: Eine ständig präsente Spannungen zwischen Menschen verschiedener Hautfarben. Auch nach dem Ende der Apartheid leben hier die Menschen unterschiedlicher Hautfarben, Kulturen und Sprachen immer noch eher getrennt voneinander als miteinander. Die Kinder und Jugendlichen gehen – vor allem in den Städten – zwar immer öfter in gemeinsame Kindergärten und Schulen, auch Erwachsene arbeiten im Berufsleben zusammen, doch privat gibt es wenig „Miteinander“. Man fühlt sich privat nicht wohl mit den „Anderen“.

Menschen verschiedener Hautfarben und Kulturen

Die Lebensgeschichten unserer farbigen, weißen und schwarzen Mitmenschen sind vielfältig und spannend und sie zeigen uns immer aufs Neue, dass jede und jeder ein Recht auf Menschenwürde hat und so wie er ist, respektiert und angenommen zu werden. Wir freuen uns, wenn es gelingt, den Menschen aus den kulturell unterschiedlichen lutherischen Kirchengemeinden einen Weg zu bereiten, um sich einander neu kennenzulernen. Denn wenn sie sich mit neuen Augen sehen, gegenseitige Vorurteile abbauen und sich füreinander interessieren und einsetzen, dann schließlich kann eine christliche Gemeinschaft entstehen.

Gemeinsam statt einsam

Unsere alltägliche Aufgabe hier an der Garden Route sehen wir darin, gemeinsam mit den unterschiedlichen Gemeinden viele Möglichkeiten für Begegnungen zu schaffen. Wir haben erreicht, dass mehrsprachige Gottesdienste gestaltet und gefeiert werden, dass Begegnungen der Jugendlichen stattfinden und sich die Frauen aus verschiedenen Gemeinden treffen. Inzwischen gibt es gemeinsame Gebets- und Gesprächskreise, einen gemeinsamen Chor und vieles mehr. Wir erleben, dass Familien verschiedener Gemeinden sich inzwischen nicht nur kennengelernt, sondern auch persönlich Anteil aneinander haben, miteinander und füreinander beten, einander helfen und unterstützen, einander besuchen und Fröhliches wie Schweres miteinander teilen.

Ganz deutlich wird dieses wachsende Miteinander zwischen unseren weißen und farbigen lutherischen Familien auch darin, dass alle mithelfen, gemeinsam eine Kirche für unsere „farbige“ Gemeinde zu bauen. Eine Kirche, die sowohl für gemeinsame, als auch eigene Gottesdienste und Veranstaltungen genutzt werden kann. Eine Kirche, in der es Räume für die vielen Kinder und Jugendlichen der Gemeinden gibt; eine Kirche, in der Chöre und andere Gruppen einen Platz finden und wir gemeinsam unseren Schöpfer loben können.

Wenn wir eines Tages nach Deutschland zurückkehren, werden wir die von diesem bunten, manchmal fremden, oft schwierigen, aber immer spannenden, lebensfrohen und gesegneten christlichen Miteinander geprägt und unendlich bereichert sein. Wir fühlen uns reich beschenkt und sind sehr dankbar dafür, dass Gott uns hierher nach Südafrika geführt hat, um hier an seiner Kirche mitzubauen, die eine Kirche für alle sein soll.



begegnen

Sunnive Förster George, Südafrika Missionarin

Eine der ersten Theologinnen

Ich bin Sunnive Förster und stamme aus Österreich. Dort arbeitete ich als Sozialarbeiterin, bevor ich nach Deutschland ging, um in Hermannsburg als eine der ersten drei Frauen Theologie zu studieren. Zeiten meiner Ausbildung verbrachte ich in Wien und Tansania. In Tansania war ich fasziniert, wie selbstverständlich für die Menschen ihr tiefer Glaube und ihre Musik mit ihrem alltäglichen, oft so mühseligen Leben und Arbeiten verflochten sind. Damals hatte ich noch nicht gedacht, dass mein Weg mich, gemeinsam mit meinem Mann John und den Kindern, über Zentralafrika und Kamerun nach Südafrika führen würde.

Vertrauensperson für afrikanische Frauen

Es gibt immer noch viele gegenseitige Vorurteile und Klischees, aber auch persönliche Verletzungen aus der Vergangenheit und Angst voreinander. An der Garden Route leben von der Geschichte her vorwiegend farbige und weiße Menschen, aber auch immer mehr schwarze Menschen ziehen auf der Suche nach Arbeit hierher, die sie aber meist nicht finden. Dadurch haben sich in den vergangenen Jahren viele Probleme vergrößert: es gibt zu wenige Häuser, Schul- und Arbeitsplätze, Krankenhäuser bzw. ungenügende medizinische Versorgung, aber dafür mehr Gewalt, Drogen- und Alkoholabhängigkeit, Jugendprostitution und Verwahrlosung. Diese Probleme betreffen Menschen aller Hautfarben.

Das Zusammenleben der Menschen an der Garden Route mit all seinen Schwierigkeiten und Chancen ist spannend und fordert uns heraus: zunächst uns selbst als Christen zu hinterfragen, aber dann Begegnungen und ein neues Miteinander möglich zu machen. Wir möchten Menschen aus den kulturell unterschiedlichen lutherischen Kirchengemeinden auf dem Weg begleiten, einander neu kennenzulernen.

So ist es möglich geworden, dass unsere Gebetsfrau Nella sich mir gegenüber vertrauensvoll öffnete. Noch vor einiger Zeit hätte sie sich dafür geschämt, dass ihr Sohn Drogen nimmt und dadurch gewalttätig ist. Erst zog sie sich in ihrer

Angst zurück. Nach einfühlsamen Gesprächen hat sie sich mir als ihrer Pastorin davon erzählt. Den Männerbund um Hilfe zu bitten, dass sie ihren Sohn besuchen und mit ihm reden, hätte sie nicht gewagt.

Scham spielt hier eine große Rolle, wenn es darum geht, Leid, Not und Angst in der Kirche vor anderen zu verbergen, weil bestimmte traditionell kirchliche, moralische Werte einen selbst schnell als Versager vor Gott und der Gemeinde abstempeln. Viele Kirchen hier erwarten deshalb, dass Frauen ihr Leid aushalten und für ihren familiären Peiniger beten. Ein Ausbruch aus dieser Situation wird heute noch von vielen Gemeinden scharf verurteilt und lässt damit die Notleidenden allein.

Auch Nella spürte den Vorwurf ihrer Umgebung, dass sie, Nella, wohl etwas in der christlichen Erziehung ihres Sohnes falsch gemacht hat, wenn er nun zu Drogen greift und gewalttätig wird. Diese Vorwürfe macht sich Nella heute zwar immer noch, aber sie steht nun nicht mehr allein da mit ihrer Sorge. Wir, gemeinsam mit den „Susters“ (Gebetsfrauen) und den Männern vom Männerbund stehen ihr zur jetzt Seite. Durch das gewonnene Vertrauen zu uns kann sie in ihrer kirchlichen Familie Trost erfahren und wird nicht mehr verurteilt, sondern erlebt, dass ihr geholfen wird.

Häusliche Gewalt, Drogen- und Alkoholmissbrauch sind leider Erfahrungen, die in den Familien unserer Gemeinde stark zunehmen. Daher besuchen Gemeindeglieder und wir die Jugendlichen die Drogen nehmen und als Folge daraus große Probleme in der Familie, Schule oder bei der Arbeit haben. Wir versuchen, unsere betroffenen Familien zu begleiten und zu unterstützen.

Verständnisvolles Miteinander

So bemühen wir uns als kleine lutherische Kirche, uns mit unseren Möglichkeiten aktiv einzubringen, aber auch mit anderen Kirchen zusammenzuarbeiten, um der zunehmenden Gewalt in unserer Gesellschaft auf größerer Ebene zu begegnen und Hilfe für Betroffene ermöglichen zu können.



begegnen

Lisa Kranz Pandur, Indien Freiwillige

Wunsch nach Blick in eine fremde Kultur

Mein Name ist Lisa Kranz, ich bin 21 Jahre alt und habe nach meinem Abitur im Frühjahr 2008 einen sechsmonatigen Freiwilligendienst in einem Kinderheim in Indien absolviert. Zurzeit wohne ich in Oldenburg, wo ich Germanistik und Theologie studiere. Während meiner Schulzeit kristallisierte sich bei mir der Wunsch heraus, nach meinem Schulabschluss für eine gewisse Zeit ins Ausland zu gehen. Weg von der Schule, weg von zu Hause; raus aus gewohnten Strukturen. Etwas Sinnvolles wollte ich tun. Meine Zeit mit Menschen teilen, die anders leben. Eine fremde Kultur kennen lernen. Etwas einbringen von dem, was ich an Fähigkeiten und Fertigkeiten besitze, und zwar in einem Land, wo nicht die Standards unserer Konsumgesellschaft herrschen. Die Welt ein bisschen besser machen.

Freiwilligendienst im Ausland

Beim Ev.-luth. Missionswerk in Hermannsburg (ELM) bewarb ich mich für das Kinderheim-Projekt in Indien, da mich dieses Land sehr faszinierte. Ein Land voller Vielfalt, Farben und Kultur, jedoch auch voller Armut und greifbarer Ungerechtigkeit. In einem solchen Land in einem Projekt mitzuarbeiten, in dem Kinder gefördert und unterstützt werden, hielt ich für sehr unterstützungswürdig.

Von September 2008 bis März 2010 lebte ich in dem kleinen Dorf Pandur, das in dem südindischen Bundesstaat Tamil Nadu liegt. Ich wohnte und arbeitete im Mädchenheim des „Frolic Home for Children“, in dem etwa 80 Mädchen und 50 Jungen ein Zuhause finden. Alle Kinder kommen aus sehr armen Familien und leben hier, weil ihre Eltern ihren Unterhalt sowie ihre Schulausbildung nicht finanzieren können.

Im Heim erhalten die Kinder gesunde und regelmäßige Mahlzeiten. Sie können eine Schule besuchen und einen Schulabschluss machen. Dieser ermöglicht ihnen einen Beruf zu erlernen und finanziell unabhängig zu sein.

Im Kinderheim wurde ich vor allem in der Betreuung der Kindergartenkinder eingesetzt. Zudem verrichtete ich Aufgaben im Büro des Heims, wo besonders meine Hilfe am Computer dankbar angenommen wurde. Auch konnte ich zur musikalischen Erziehung der Kinder beitragen, indem ich Flötenunterricht erteilte.

Interkultureller Austausch

Während meines Freiwilligendienstes in Indien konnte ich interkulturellen Austausch hautnah erleben. Ich habe Einblicke erhalten in eine ganz andere Kultur, in ein anderes Leben mit anderen Werten und Prioritäten. Auch konnte ich den Menschen, mit denen ich ein halbes Jahr zusammenlebte, ein Fenster zu meinem Leben und meiner Kultur öffnen.

Ich habe versucht mich mit meinen Fähigkeiten so gut wie möglich im Kinderheim einzubringen. Durch meine Mitarbeit konnte ich die Heimleiterin in ihren Computerkenntnissen schulen. Ich hatte mich für eine verbesserte Gesundheitsprävention im Kindergarten eingesetzt, indem ich ein „gemeinsames Zähneputzen“ nach den Mahlzeiten anregte. Und ich konnte den Kindern Aufmerksamkeit, Zuneigung und Liebe schenken.

Eindrücke

Doch am prägendsten und bedeutsamsten bleiben für mich die Begegnungen, die Gespräche und der gemeinsame Alltag mit den Kindern und den Mitarbeiterinnen im Heim. Es hat sich ein gegenseitiges Verständnis für einander entwickelt und ich habe gelernt Menschen mit anderen Ansichten und anderen Philosophien wertzuschätzen.

Aus: Materialheft 5: Material für den Konfirmandenunterricht, Herausgeber: EMW, Hamburg 2010, S. 30-38